

weicht. Dies um so mehr, als die Personen, die sich im konziliaren Prozeß engagieren, eher in vornehmer Distanz zur liturgischen Gestalt der Kirche leben. Wären die Traktanden des konziliaren Prozesses tatsächlich zu prioritären Aufgaben der Pfarreien und Gemeinden geworden, wäre die Eucharistie mehr im Blick geblieben.

Zum andern ist der konziliare Prozeß ins Stolpern geraten. Die Ernüchterung, die sich auch gesellschaftlich und politisch nach der Hoffnung des Jahres 1989 breitmacht, lähmt auch den konziliaren Prozeß. Viele haben ihr eigenes Engagement rasch wieder eingestellt, weil sie nicht gegen den Strom schwimmen mögen. Es ist zu kurzschlüssig, hierfür allein die Zurückhaltung der Kirchenleitungen in diesem Bereich verantwortlich zu machen. Die Krise wurzelt viel tiefer.

Neue Impulse durch die Besinnung auf die Eucharistie als Urquell der Kirche

Und genau hier könnte die Frage nach einer Verwurzelung des konziliaren Prozesses in der Eucharistie neu an Bedeutung gewinnen. Denn: Eucharistie – das ist ja wesentlich auch Engagement für das Leben im Angesicht des Todes. Im letzten Abendmahl setzt Jesus Christus ein wirksames Zeichen im Angesicht des Scheiterns für die Hoffnung auf das Kommen des Reiches Gottes. Sie ist ein Hoffnungszeichen in der Krise, ein Bekenntnis zum Leben angesichts der Todesmächte. Damit stellt sich die Frage, ob der rasche Zusammenbruch des konziliaren Prozesses nicht auch damit zusammenhängt, daß die Eucharistie nicht in seine Mitte gestellt wurde. Er könnte gleichsam die Quitting dafür sein, daß es den Kirchen nicht gelingt, in der Suche nach der Einheit im Zentrum ihrer eigenen Existenz weitere Schritte zu tun. Ich denke, daß eine eucharistische Spiritualität gerade das ist, was die Kirche und sonst eben niemand anders zur Bewältigung der drängenden Menschheitsfragen einbringen könnte. Die ethischen Inhalte werden ja von manch anderen Gruppierungen ebenso formuliert. Und auf der Handlungsebene sind andere Gruppierungen oft wirksamer am Werk, so daß manch einer, der sich ursprünglich im kirchlichen Kontext engagierte, jetzt in anderen Kontexten handelt. Kardinal Roger Etchegaray, der Vertre-

ter des Vatikans, hat dies in seiner Rede an der Basler Versammlung eindrücklich formuliert: „Wie schwer ist unsere Verantwortung, weil wir allen Menschen das schenken können, was nur wir ihnen geben können! Eine Kirche, die nicht lebt, was sie lehrt, wäre bald vereinsamt, denn sie wäre nicht mehr das lebendige Gleichnis von der Gemeinschaft, nach der die ganze Schöpfung strebt. Wagemutig und hartnäckig müssen wir an einer Kirche arbeiten, die der verzweifelten Menschheit dieses Paradies in Miniatur vorzeigt, eine eucharistische Gemeinschaft, die in Fülle und im Glück den Frieden und die Gerechtigkeit Gottes auf Erden erlebt – auch wenn es nur einen flüchtigen Augenblick dauert. Nur wenn die Getauften dank der Eucharistie in der Kirche zumindest im Keim die ‚neue Schöpfung‘ erleben, können sie wirklich ‚Salz der Erde‘ und ‚Licht der Welt‘ werden“ (Frieden in Gerechtigkeit S. 243). Was ist dem noch beizufügen als die Bitte, daß die Kirchen und im besonderen auch die römisch-katholische Kirche sich tatsächlich auch bei diesen Worten behaften läßt? Der Kardinal weist den Weg, der von seiner Kirche zugleich auch blockiert wird.

Praxis

Helmut Blasche

Die soziale Dimension der Eucharistie

Praxis des Teilens in Pfarr- und Basisgemeinden

Einem vertieften Verständnis der Eucharistiefeyer folgt ein neues Kirchen- und Gemeindebild, und dies wirkt sich – jedenfalls in der Pfarre Schwechat und ihren Basisgemeinden – in großartigen Formen des sozialen Teilens und Miteinanders aus. red

Das Bewußtsein der sozialen Dimension der Eucharistie ging bei uns wohl Hand in Hand mit dem Gemeindegeworden überhaupt. Man könnte es auch umgekehrt sagen: Die Entstehung der Gemeinde ging Hand in Hand mit dem allmählichen Begreifen, was Eucharistie überhaupt ist. Als ich als neugeweihter

Priester im Jahr 1955 als Kaplan nach Schwechat kam, vorkonziliar ausgebildet und in einer rein individualistisch verstandenen Religiosität aufgewachsen, wußten weder ich noch die Menschen, die allsonntäglich hier in die Messe gekommen sind, um ihre Sonntagspflicht zu erfüllen, was Gemeinde Jesu ist. Weder ich noch die Kirchgänger hatten jemals Gemeinde erlebt. Erst als wir das Werden der Gemeinde in Schwechat miterlebten, begriffen wir nach und nach, was christliche Gemeinde ist, was sie sein sollte und könnte.

Damals, in den 50er Jahren, feierten ja die meisten, die am Sonntag in die Kirche kamen, gar nicht wirklich die Eucharistie, sie wohnten nur der Messe bei. Sie kommunizierten auch nicht. Mit Christus jedenfalls nicht sakramental; miteinander aber überhaupt nicht. Nicht nur, daß sie nicht mitaßen beim heiligen Mahl; sie hatten auch miteinander nichts zu tun, außer mit einigen Angehörigen und Bekannten. Und sie hatten wohl auch kein besonderes Interesse, einander kennenzulernen. Es war höchste Zeit, daß das Konzil kam.

Und dessen erste Frucht war dann die Liturgiekonstitution, die – freilich selbst schon Frucht jahrzehntelanger Bemühungen der liturgischen Bewegung – Anstoß zu tiefgreifender Erneuerung war. Da heißt es zum Beispiel in Punkt 34: „Die Riten mögen den Glanz edler Einfachheit an sich tragen und durchschaubar sein. Sie sollen im allgemeinen nicht vieler Erklärungen bedürfen.“

Nun ja, das konnte man ja von der Meßfeier vor dem Konzil wirklich nicht behaupten. Es war ja gar nicht so leicht zu erkennen, daß es da um ein „Essen“ geht. „Nehmt und eßt alle davon“ wurde nicht deutlich den Versammelten zugerufen, sondern vom Priester, von dem die Gläubigen nur die Rückseite sahen, leise und fast beschwörend in lateinischer Sprache einer hauchdünnen weißen Oblate zugeflüstert.

Wenn aber eine Gruppe sich um einen Tisch versammelt, auf dem ein Teller mit Brot steht und ein Glas Wein, und wenn dann, nachdem die Danksagung darüber gesprochen ist, das Brot gebrochen und ausgeteilt wird und ebenso der Wein, und einer der Anwesenden tritt zurück und nimmt nicht vom Brot, dann erkennt er, daß er sich exkommuniziert hat. Da wird ihm bewußt, daß dieses

Brot das Zentrum ist, das Eigentliche; daß er die Messe nicht mitgefeiert hat, wenn er nicht von diesem Brot ißt, das ihm Gemeinschaft schenkt mit Jesus Christus.

Das waren bei unseren Familiengruppen in Schwechat, wenn wir eine „Hausmesse“ feierten, so die Erkenntnisse, die dazu geführt haben, daß allen bewußt geworden ist, daß Kirche Mahlgemeinschaft ist.

Ja, das war damals in den Jahren des Konzils, als eine heute unvorstellbare Aufbruchsstimmung herrschte. Es waren auch in unserer Pfarre Jahre des Aufbruchs, ein Frühling der Gemeinde. Die Pfarrangehörigen begannen zu begreifen, was es heißt, daß die Kirche wir alle sind; wir dachten darüber nach, was die Kirche eigentlich für eine Aufgabe hat, und erkannten, daß das dann *unsere* Aufgabe ist, und so entstanden die vielen Dienste in der Gemeinde.

Kirche – Zeichen für das Zusammenleben von Menschen

Wir dachten darüber nach, wie die Kirche sein muß, damit sie „Stadt auf dem Berge“ ist, ein unübersehbares Zeichen dafür, wie Gott das Zusammenleben der Menschen will. Wir lasen im Neuen Testament, in der Apostelgeschichte, vom Leben der ersten christlichen Gemeinde in Jerusalem. Es war uns klar, daß uns darin der Typus, das Modell von Kirche vor Augen gestellt wird, an dem wir immer Maß nehmen müssen.

Wir lasen im Korintherbrief von den Mißständen bei der Feier des Herrenmahls und erkannten den Zusammenhang zwischen der Eucharistie und unserem Leben: Wenn wir Eucharistie feiern und uns hineinnehmen lassen in die Hingabe Jesu und dann das eucharistische Brot miteinander teilen, aber nicht bereit sind, auch unser Leben und das irdische Brot miteinander zu teilen; wenn wir das eucharistische Brot essen, den für uns hingegebenen Leib des Herrn, und nicht bereit sind, füreinander dazusein, dann machen wir das Zeichen zur Lüge, essen uns das Gericht.

Immer deutlicher wurde uns bewußt, daß das „Sakrament des Altares“ nicht dinglich-statisch verstanden werden darf, nicht ein Gegenstand der Anbetung ist, sondern daß die Eucharistie ein dynamisches Geschehen, ein Vorgang ist. Jesus wird für uns zum Brot, durch das wir leben, zum Brot, das gebro-

chen und ausgeteilt wird und das das, wofür es Zeichen ist, bewirken will in jenen, die davon essen, so daß auch sie zum Brot werden füreinander und für die Welt.

Die Praxis des Teilens

Von der Urgemeinde in Jerusalem wird berichtet, daß es keine Armen gab unter ihnen, weil sie miteinander teilten und keiner etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum nannte. Als vor 25 Jahren in unserer Pfarrgemeinde einigen von uns klar wurde, daß wir als Christen eigentlich als Gemeinde nach diesem Bild des Neuen Testaments leben sollten, wurde dieses „Teilen“ zu einer Art Grundregel unseres Gemeindelebens. Wer hat, der gibt, wer nichts hat, gibt nichts, wer braucht, der bekommt. Und zwar in allen Bereichen. Keiner soll das, was er ist, hat und kann, nur für sich sein, haben und können, sondern für die andern, für die Gemeinde und für die Erfüllung ihrer Aufgaben.

Also nicht nur das Geld soll geteilt werden (aber sehr wohl *auch* das Geld), sondern auch die Fähigkeiten, die Zeit, die Arbeit, die Sorgen, Freud und Leid. Gemeinde als geteiltes Leben. Das heißt nicht, daß alles Geld zum Beispiel in einen Topf geworfen und dann unter alle zu gleichen Teilen aufgeteilt wird. Vielmehr behält jeder, was er hat (abgesehen von den Beträgen, die jeder, dem es möglich ist, monatlich einzahlt), aber es steht jedem, der es braucht, zur Verfügung. Also ich behalte mein Geld, mein Haus, meine Wohnung, mein Auto usw., aber wer etwas davon braucht, kann es haben und benützen.

Unsere Basisgemeinden versuchen, einigermaßen nach diesen Richtlinien zu leben. Sie haben eine Kasse, aus der jeder, der etwas braucht, bekommt, was er nötig hat. Wie in einer Familie. Nicht als Darlehen, sondern als das ihm Zustehende. Wenn er selbst wieder etwas hat, gibt er auch wieder seinen Beitrag. Das klappt im großen und ganzen recht gut, die Gemeinde hat immer gehabt, was sie gebraucht hat, und hat jedem helfen können, der Hilfe nötig hatte. Finanzielle Hilfe meine ich. Das andere ist schwerer.

Die Gemeinde ist aber nicht nur eine geschwisterliche Gemeinschaft, die bloß für sich selbst da ist, nicht nur eine Art Versicherung auf Gegenseitigkeit. Das ist sie freilich auch, und das ist die Voraussetzung, daß

sie glaubwürdig ist. Wie könnte sie sonst das „Heil“ verkünden, das Christus uns gebracht hat, wenn es nicht einmal ansatzhaft in ihr zu sehen wäre und erlebt werden könnte. Aber darüber hinaus müssen auch andere etwas davon haben, daß es die Gemeinde gibt. Sie ist ja auch „Salz der Erde, Licht der Welt“.

Daß die Feier der Eucharistie und die solidarische Praxis zusammengehören, ist der Gemeinde besonders in den Abendmahlsgottesdiensten des Gründonnerstags nahegebracht worden. Zehn Jahre lang habe ich in dieser Messe die Fußwaschung an zwölf Männern vorgenommen, und es ist das zweifellos wirklich ein sehr starkes Zeichen. Aber immer habe ich mir dabei gedacht: So bewirkt es ja nichts. Erstens ist das Zeichen – wenn ich da im Altarraum knie und den Männern die Füße wasche – rein visuell für die meisten Leute in der Kirche nicht sichtbar; vor allem aber gilt der Auftrag „So sollt auch ihr einander die Füße waschen“ *allen* Christen. Alle sollen einander dienen, wie Er, der gekommen ist, um zu dienen.

Nun haben wir seit 20 Jahren eine „papierene“ Form der Fußwaschung, die aber ungewein viel bewirkt hat. Alle Mitfeiernden der Gründonnerstagsmesse bekommen ein „Fußwaschungsblatt“, auf dem 10–20 verschiedene Dienste angeführt sind, die in der Gemeinde zu tun sind, und jeder ist eingeladen, nachzudenken und jene Dienste anzukreuzen, bei denen er mitmachen möchte. Wir hätten vieles in der Pfarre nicht tun können, wenn sich nicht bei diesen „Fußwaschungen“ im Lauf der Jahre viele Hunderte gemeldet hätten, die bereit waren, sich für irgendeine Aufgabe zur Verfügung zu stellen.

So haben wir unter anderem – neben den verschiedenen karitativen Diensten innerhalb der Pfarrgemeinde selbst – ein Gastarbeiterzentrum eingerichtet und ein Sozialzentrum gebaut, wo in 20 Wohnungen Menschen bzw. Familien, die in irgendeiner Not-situation sind und vorübergehend oder auf Dauer Wohnung und Hilfe brauchen, aufgenommen werden. Die 80er und die beginnenden 90er Jahre haben dann Hunderte Flüchtlinge nach Schwechat gebracht, für die wir Wohnungen finden und einrichten mußten, und durch die Initiative vieler Gemeindemitglieder ist es zu großen Hilfsak-

tionen für Polen und Rumänen, für eine Partnergemeinde in Brasilien und für die vielen Flüchtlinge bei uns gekommen, zuletzt für die vertriebenen Bosnier, von denen sechzig bei uns Heimat gefunden haben. Fast zwei Jahre lang haben vierzig von ihnen in unserem Pfarrsaal gehaust; seit Ostern 1994 aber wohnen sie in einem Wohnheim, das wir ihnen neben unserem Sozialzentrum gebaut haben und wo sie sich recht wohl fühlen.

Viele Pfarrangehörige zahlen regelmäßig einen Beitrag auf eines unserer Sozialkonten ein, und davon haben wir schon einigen – Flüchtlingen und anderen, auch manchen, die der Kirche ganz fernstehen –, die nie die Möglichkeit gehabt hätten, die hohen Ablösen oder Kaufpreise zu zahlen, mittels eines zinsfreien, langfristigen Darlehens von einer Wohnung verholfen oder ihnen ermöglicht, mit sonst einer Notsituation fertigzuwerden.

Das alles freilich ist nur möglich, weil nach und nach die ganze Pfarrgemeinde so etwas wie „basisgemeindlichen Charakter“ entwickelt hat. Daß also immer mehr Mitglieder der Gemeinde mündig geworden sind, sich für die Gemeinde und ihre Aufgabe verantwortlich fühlen, begreifen, daß die Sache Jesu ihre eigene Sache ist, wenn sie Christen, Jünger Jesu, sein wollen.

Wir sind überzeugt, daß es nicht genügt, wenn die Kirche in Sozialzyklen und Hirtenbriefen gute Ratschläge gibt; man muß an ihr sehen können, wie die sozialen Strukturen aussehen sollen. Die Urkirche hat keine Enzyklika gegen die Sklaverei geschrieben; die Sklaverei hat aufgehört, weil die Christen sich als Geschwister wußten. Als sie nicht mehr geschwisterlich miteinander lebten, hat die Sklaverei wieder angefangen.

Wenn unsere Pfarrgemeinden das nicht vorzuleben versuchen, was wir den anderen predigen, sind alle Sozialhirtenbriefe umsonst. Wenn aber manches gelingt, obwohl jeder sehen kann, daß die, denen das gelingt, keineswegs besonders wohlhabende und tugendhafte, sondern sehr durchschnittliche, fehlerhafte Menschen sind, dann wird erkennbar, daß ein anderer die Hand im Spiel hat. Und damit hätte die Kirche ihre eigentliche Aufgabe – nämlich Gott offenbar zu machen – erfüllt.

Joachim Wanke

Gemeindebesuche

Erfahrungen eines Bischofs

Vom Bischof von Erfurt wird erzählt, daß er seine Gemeindebesuche zu möglichst intensiven und offenen Gesprächen mit den Seelsorgern und mit anderen Gruppen in den Gemeinden nutzt. Wir haben ihn gebeten, uns kurz davon zu erzählen. red

Gleich zu Beginn: Ich bin immer noch zu wenig in den Gemeinden. Regelmäßige und „offizielle“ Besuche verbinden sich mit den Firmungen (1), mit außergewöhnlichen Anlässen (2), doch gibt es auch gezielte Visitationen aus bestimmten, begrenzten Zielsetzungen heraus (3).

1. Der *Firmgottesdienst* ist der gegebene „Ort“, der einzelnen Pfarrgemeinde ihre Zugehörigkeit zur Ortskirche (Bistum) ins Bewußtsein zu bringen. In Gemeinden, die das wünschen, begegne ich am Vorabend (oder wenige Tage zuvor am Abend) den Firmanwärttern, ihren Eltern bzw. Paten. Ich übernachtete im Pfarrhaus und partizipiere dort an der „Hausatmosphäre“. Gespräche und Problemanzeigen ergeben sich von selbst. Beim Festgottesdienst zeigt die Gemeinde natürlich ihr „Sonntagsgesicht“, doch sind solche Höhepunkte immer auch Chance und Herausforderung für die Beteiligten (Chor, Schola, sonstige Dienste). In kleinen Diasporagemeinden ist meist nach dem Firmgottesdienst eine Begegnung mit allen Gottesdienstbesuchern möglich, sei es (für jene, die bleiben) in einem Saal, sei es zumindest auf dem Kirchvorplatz. Jeder kann den Bischof ansprechen, wenn er will. Zur Gepflogenheit gehört ein gesondertes Gespräch mit dem Pfarrgemeinderat und dem Kirchenvorstand (ohne Pfarrer), Gespräche mit allen pastoralen Mitarbeitern (auf Wunsch auch einzeln), der Besuch kirchlicher Einrichtungen (Kindergärten, Altersheime usw.), wobei möglichst die Mitarbeiter mir begegnen können. Neuerdings sind auch Besuche in nichtkirchlichen Einrichtungen möglich (z. B. staatliche Schulen, Krankenhäuser), natürlich nur fallweise, was dann meist nicht am Firntag selbst, sondern im zeitlichen Umfeld angesetzt wird. Manchmal führen mich die Seelsorger auch zu einzelnen Schwerkranken, um ihnen den Segen zu geben, oder